Ein Rieſe der Urzeit.

Aus New-York wird berichtet: Im amerikaniſchen Muſeum für Naturgeſchichte hat Profeſſor Henry F. Osborne ſoeben die Aufſtellung eines Rieſentieres der Urzeit, des Naoſaurus, der, ſoweit man weiß, als vierfüßiges Geſchöpf den Boden des amerikaniſchen Kontinents betreten hat, vorgenommen. Es iſt eine ungeheure Eidechſe mit einer Rieſenfloſſe auf dem Rücken, die in grauer Vorzeit in Texas lebte. Der Tiermaler Charles R. Night hat nach den Anweiſungen Profeſſor Osbornes ein Tonmodell des Naoſaurus hergeſtellt, wie man es ſich aus der Geſtalt des Skelettes rekonſtruieren kann. Der Körper des etwa drei Meter langen unförmigen Tieres iſt viel gedrungener als der heutiger Eidechſen, der Schwanz dagegen erheblich ſchwächer. Das Auffallendſte an ſeiner Erſcheinung iſt die hohe, von Knochen gebildete Rückenfloſſe, die ſich wie ein Segel vom Kopf bis zum Schwanz hinzieht. Ein fächerartiges Netzwerk von Fleiſchhäuten verbindet eine Reihe von faſt 50 pfeilähnlichen Knochenfortſätzen, deren Höhe von zehn Zentimeter bis zu einem Meter beträgt. Zu beiden Seiten ragt eine Reihe etwa zwei Zentimeter langer ſcharfer knochiger Spitzen hervor; das Ganze bildet eine Art gepanzerter Krauſe, die dem Tiere wahrſcheinlich als Schutz gegen gegneriſche Angriffe diente. Ein mächtiger Schädel mit gekrümmten Kinnladen und etwa 100 Zähnen gaben der Erſcheinung des Tieres etwas Furchtbares. Die Ueberreſte dieſer Tierart wie die anderer Eidechſen, die die Vorfahren der heutigen waren, finden ſich in der Permformation in Texas, die eine außerordentliche Dicke hat. Die Größe dieſer älteſten Landwirbeltiere ſchwankt von der eines Salamanders bis zu der des Naoſaurus, der ihnen allen überlegen und ihr gefährlichſter Feind war. Er war zweifellos ein träges und langſames Tier, aber er herrſchte unbeſtritten im Reiche der Lebeweſen. Er jagte und tötete kleinere Eidechſen; es muß ihm dies möglich geweſen ſein, obwohl er ſich mit ſeinen großen ſchwieligen Füßen nur ſchwerfällig über die ſchlammige Vegetation, die ſich damals bildete, zu bewegen vermochte. Er muß nur mühſam ſein Leben gefriſtet haben; ſeine Vorfahren waren Waſſertiere und es wurde ihnen ſchwer, die Lebensgewohnheiten von Landtieren anzunehmen. Der von mächtigen Fluten bewegte Ozean war zurückgetreten und hatte Texas als ein von Dunſt erfülltes, moraſtiges Land zurückgelaſſen. Die Luft war am Tage heiß und voller Dämpfe und nachts regnete es. Eßbare Gräſer, wie ſie den Nachkommen dieſes Tierrieſen zur Nahrung dienten, gab es damals noch nicht; der Naoſaurus mußte ſich von kleineren Tieren nähren, die er mit Knochen, Schuppen und der lederartigen Haut verzehrte. Die Gelehrten nehmen an, daß er, da die Sonne am Tage erbarmungslos niederbrannte, ſich den Tag über in Höhlen oder im Dickicht zurückhielt und erſt nach Sonnenuntergang auf die Suche nach ſeiner täglichen Mahlzeit begab. Da es ihm trotz ſeiner Schwerfälligkeit gelang, die kleineren Tiere zu fangen, von denen wohl eins für die Nahrung eines Tages genügte, ſo liegt die Annahme nahe, daß das Gehör dieſer Tiere, die ja noch nicht lange auf dem Lande lebten, erſt gering entwickelt waren, ſodaß es ihm möglich wurde, ſeine Beute zu beſchleichen. Wodurch ſeine eigene Raſſe ſpäter ausgeſtorben iſt, weiß man nicht genau. Nach der Anſicht des Foſſilienforſchers Profeſſors Cope diente die große Floſſe dem Naoſaurus auch als Segel. Während der Permformation war zunächſt noch ein großer Teil von Texas von einem großen Binnenmeer bedeckt, das noch mit dem Ozean im Zuſammenhang ſtand. Wenn der Naoſaurus ins Waſſer ging, ſo brauchte er nur die Floſſe auszubreiten und ſie diente ihm als Segel, das ihn bei günſtigem Winde zu einem anderen Orte beförderte. In jener Zeit erreichte dieſe Tierart ihren Höhepunkt der Entwicklung; aber in ſpäteren Epochen der Permformation nahmen ſie ab und ſtarben aus, weil ſie ſich den veränderten Bedingungen auf der Erde nicht angepaßt hatten; vielleicht wurde ihnen auch von den noch gewaltigeren Reptilien, die in ihre Wohnſitze drangen, ein Ende bereitet.

Zur Verhinderung des Schnarchens.

Von Geh. San.-Rath Dr. Konrad Küſter.

Die Frage, wie das Schnarchen zu verhindern ſei, berührt den Kliniker wohl wenig, häufig jedoch den praktiſchen Arzt. Es würden gewiß ſehr viele Leute den Aerzten dankbar ſein, wenn ſie ihnen ein Mittel angeben könnten, welches von der unangenehmen, die Nachtruhe ſtörenden und häufig ſogar geſundheitsſchädlichen Angewohnheit des Schnarchens befreien würde. Und dieſes Mittel iſt gefunden! Gehen wir den Urſachen des Schnarchens nach, ſo kann nicht bezweifelt werden, daß dasſelbe in erſter Reihe durch das Offenhalten des Mundes entſteht. Beobachtet man einen Schnarchenden, ſo bemerkt man ſofort, daß der Unterkiefer im Schlafe herabgeſunken iſt. Wird der Schnarcher durch ein Geräuſch etwas munterer gemacht, ſo ſchließt er den Mund und hört auf zu ſchnarchen. Bei geſchloſſenem Munde kann man wohl mit Geräuſch die Luft durch die Naſe einziehen, aber es wird niemals das ſo laute ſtörende Schnarchen eintreten wie bei geöffnetem Munde. Man ſchnarcht deshalb auch am meiſten, wenn man auf dem Rücken liegt, weil hier der Unterkiefer leichter herabſinkt als in der Seitenlage, wo der Kiefer auf der Bruſt meiſt einen Stützpunkt hat. Das Schnarchen würde alſo nicht eintreten, wenn es gelänge, das Herabſinken des Unterkiefers zu vermeiden. Es war deshalb ſehr intereſſant für mich, bei einem Herrn, der früher ſeine Frau viel durch Schnarchen ſtörte, zu ſehen, daß er eine ganz bequem zu tragende Binde erfunden hat, die, Nachts angelegt, das Schnarchen verhindert. Die Binde iſt ſo konſtruiert, daß ſie für jeden Kopf paſſend eingeſtellt werden kann und das Herabſinken des Unterkiefers verhindert, aber durch ſeitliche ſchmale Gummiſtreifen auch ſo nachgiebig, daß ſie jede Bewegung des Mundes zuläßt. Es iſt keineswegs notwendig, die Binde immer während des Nachts zu tragen, denn das Offenhalten des Mundes iſt nur eine Gewohnheit und keine Notwendigkeit. Gewöhnt man mittels der Binde ſich daran, nur durch die Naſe zu atmen, ſo geſchieht dies nach einiger Zeit auch von ſelbſt, ohne daß die Binde getragen wird. Die Binde wirkt deshalb nicht nur rein mechaniſch und vorbeugend, ſondern auch durch die geiſtige Gewöhnung und iſt ſomit geradezu ein Heilmittel. Die weitere Folge iſt die günſtige Beeinflußung der chroniſchen Katarrhe. Wer an der üblen Gewohnheit des Schnarchens leidet und deshalb Intereſſe für eine ſolche Binde hat, wende ſich an Dr. Albert Krug in Berlin, Nachodſtraße 1, der gegen Einſendung des Portos nähere Angaben macht. — Ebenſo wichtig wie für die Gewohnheitsſchnarcher iſt die Binde für Kinder, welche ſich daran gewöhnt haben, mit geöffnetem Munde zu atmen. Kinder mit dauernd geſchwollenen Mandeln und mit chroniſchen Katarrhen der Rachenſchleimhaut atmen nicht durch die Naſe, weil ihnen dies beſchwerlich iſt, ſondern durch den geöffneten Mund. Sie machen ſich dadurch in der Nacht durch Schnarchen bemerkbar. Hier liegen nun direkte Geſundheitsſchädigungen vor, denn ſolche Kinder atmen nicht durch die Naſe erwärmte und vom Staub gereinigte Luft ein, ſondern empfangen unmittelbar Staub und Kälte. Geſchwollene Mandeln aber ſind ein ſehr günſtiger Nährboden für allerlei Krankheitskeime, die dadurch ihren Einzug im Körper halten und ſchwere Erkrankungen hervorrufen. Vom Rachen aus verbreiten ſich die Katarrhe auch auf die Ohren und verurſachen oft Schwerhörigkeit. Der praktiſche Arzt ſieht nur zu oft Kinder, die infolge des Offenhaltens des Mundes und der dadurch entſtandenen Schwerhörigkeit einen dummen, faſt blödſinnigen Geſichtsausdruck annehmen.

Sprüche.

Deutſcher Sang.

Kein Mund hat ſo geſungen,
Als unſer deutſcher Mund.
Kein fremder Ton iſt gedrungen
So tief in Herzens Grund.

H. B. S. 234.

* * *

Schein.

Den Vogel kennt man an der Feder,
Nicht allemal am Kleid den Mann:
Oft zeigt der Rock nur, was ein jeder,
Geborgt bekommen kann.

H. B. S. 157.

Rätſelecke.

Rätſel.

So mancher Schatz, der friedlich ruht,
Iſt es und auch wohl manche Schuld,
Doch wer mit ſeinem Geld es tut,
Dem iſt zu wünſchen oft Geduld.

(Auflöſung in der nächſten Nummer.)

Auflöſung des Rätſels aus voriger Nummer:

Charade: Naſeweisheit.

Verantwortlicher Redakteur: Joſ. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

Der Hausfreund.

Redaktion: Joſ. Grunau in Neuß.
Rotationsdruck und Verlag: Geſellſchaft für Buchdruckerei Neuß.

Nr. 64. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1907.

Die Stille.

Es weiß und rät es doch keiner,
Wie mir ſo wohl iſt, ſo wohl!
Ach, wüßt' es nur einer, nur einer,
Kein Menſch es ſonſt wiſſen ſoll!

So ſtill iſt's nicht draußen im Schnee,
So ſtumm und verſchwiegen ſind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken ſind.

Ich wünſcht', es wäre ſchon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünſcht', ich wäre ein Vöglein,
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'!

Joſ. Frhr. v. Eichendorff.

Johanna, die Jungfrau von Orleans.

Hiſtoriſche Erzählung von Felix Nabor.

5) (Nachdruck verboten.)

Die Nachricht von dem Harannahen eines franzöſiſchen Erſatzheeres, das von einer wunderbaren Jungfrau geführt werde, hatte ſich auch im Lager der Engländer vor Orleans verbreitet.

Die Soldaten waren beſtürzt und fürchteten das Schlimmſte. Wohl ſuchten die Heerführer die ganze Sache als unbedeutend zu verſpotten: die Soldaten waren dadurch nicht beruhigt, vielmehr wuchs die Aufregung aufs höchſte, als ſie erfuhren, Gott ſelber habe dieſe Jungfrau dem Könige zu Hilfe geſandt. Und als die ausgeſandten Späher die Nachricht von der Ankunft des franzöſiſchen Heeres beſtätigten, als ſie von der Prophezeiung ſprachen, daß die Jungfrau Orleans befreien und den König nach Reims zur Krönung führen werde, da ſtiegen die Wellen der Unzufriedenheit immer höher.

Nahe der Stadt gab Johanna dem Heere den Befehl, in das ſich vor ihr ausbreitende Tal, das ſich zwiſchen der Loire und einem ihrer Nebenflüſſe hinzog, hinabzuſteigen. Nachdem dieſes durchzogen war, kamen ſie an die Loire; von ferne glänzten die Mauern und Türme von Orleans und über ihnen wölbte ſich heiter und blau der Himmel. Aber finſter und drohend wie unheimliche Rieſen ragten die Wälle und Schanzen der Feinde in die klare Luft empor und hüteten den Eingang in die Stadt.

Im Angeſichte dieſer Stadt, nach der ſeit langem ihre heißeſte Sehnſucht gerichtet war, kam es wie eine Offenbarung über ſie; ſie fühlte die Kraft St. Michaels in ihren Armen und ſchwang mit der Stärke eines Erzengels ihr heiliges Schwert wider die Feinde ihres Königs und ihres Vaterlandes, gleich als wolle ſie dieſelben mit einem Schwertſtreich von der Erde vertilgen.

Von einem kleinen Hügel aus konnte ſie die ganze Befeſtigung der Engländer überblicken; ſie ließ den Ritter La Hire, der die Stadt und das Lager der Engländer gründlich kannte, zu ſich bitten.

Dieſer erklärte ihr die gewaltigen Belagerungswerke der Engländer und ſchloß betrübt: „O Jungfrau, es bedarf eines ungeheuren Heeres, um dieſe Befeſtigungen alle zu ſchleifen und die Engländer zu vertreiben. Ich fürchte faſt, wir mit unſeren paartauſend Mann werden nicht imſtande ſein, dieſes Wunder zu vollbringen.“

Johanna erwiderte nichts; ſie war in dem Anblick dieſes Kriegsbildes verſunken, das ſie ganz in ſich aufnehmen zu wollen ſchien. Aber ein Schimmer der Freudigkeit lag dabei auf ihrem Geſichte, der dem Ritter auffiel.

Endlich ſagte ſie: „Und wie ſteht es in der Stadt? Haben die Franzoſen Mut?“

„Mehr Mut als Brot!“ ſagte La Hire bitter. „Seit Wochen geht das Geſpenſt des Hungers durch die Straßen der Stadt.“

„So ſollen die guten Leute zuerſt Nahrung erhalten, daß ſie ſich ſatt eſſen können. Nennt mir einen wackeren Mann, der ſich getraut, ſich in der Nacht durch den Feind zu ſchlagen, um den Belagerten Lebensmittel, welche wir im Ueberfluß mit uns führen, zu bringen.“

„Ich ſelber will gehen,“ ſagte La Hire.

„Nein Herr Ritter,“ erwiderte Johanna, „ich brauche Euch hier.“

„So ſchickt den Hauptmann Illiers; er iſt klug und tapfer.“

„Er mag ſich vierhundert Leute, die Hälfte mit Lebensmitteln beladen, die andere Hälfte als Bedeckung nehmen und in der nächſten Nacht von jenem Walde aus bei St. Loup in die Stadt zu kommen ſuchen. Am nächſten Morgen mögen ſie eine weiße Fahne auf den Mauern der Stadt aufpflanzen, wenn ſie glücklich hineingekommen ſind.“

La Hire ging, um dieſen Befehl an Illiers zu überbringen. Johanna ſchritt langſam und ſinnend den Hügel hinab zu ihrem Heere, das ſie im Tale erwartete.

8.

Johanna brach mit dem Heere ſogleich auf und führte es in weitem Bogen bis oberhalb der Baſtille St. Jean; von dort aus wollte ſie den Zugang zu der Brücke erſtürmen, welchen die Engländer beſetzt hielten. Aber alle Führer waren dagegen. Während in erregter Weiſe die Feldherrn ihre Meinungen äußerten, landete ein Schiff, das aus Orleans kam. Graf Dünois mit mehreren Rittern und Bürgern der Stadt kam der Jungfrau entgegen, um ſie zu begrüßen. Er war ein ſchöner, ritterlicher Mann von ſechsundzwanzig Jahren, deſſen Tapferkeit im ganzen Lande bekannt war. Voll Begeiſterung für die Sache ſeines Königs konnte er es kaum erwarten, bis der Kampf wieder losbrach. Johannas Anmut, noch mehr aber die Sicherheit und Feſtigkeit, mit der ſie auftrat, flößten ihm ſogleich Hoffnung ein und er begrüßte ſie in ritterlicher Weiſe.

Johanna wandte ſich raſch an ihn: „Wir ſtehen hier und können nicht in die Stadt hinein.“

Graf Dünois verneigte ſich. „Edle Jungfrau,“ ſagte er, „es läßt ſich vielleicht ein Weg finden, der raſch in die Stadt führt. Zwei Stunden flußaufwärts liegt das Schloß Checy; dort lagert franzöſiſche Beſatzung. Dem Schloſſe gegenüber befindet ſich ein bequemer Landungsplatz für die Schiffe, die in der Stadt nur auf ein Zeichen warten, um ſogleich vom Hafen abzuſtoßen. Erreichen wir dieſen Platz, ſo bürge ich dafür, daß Ihr in die Stadt gelanget. Wir laden allen Proviant und die Munition, die Ihr bei Euch führet, in die Schiffe und ſteuern mit vollen Segeln in die Stadt.“

„Der Rat iſt gut!“ ſagte Johanna.

„Nur eines iſt ungünſtig,“ ſprach der Graf. „Wir müſſen warten, bis ein günſtiger Wind weht. Jetzt weht er von Oſten, da können die Schiffe unmöglich flußaufwärts fahren. Und überdies kann in der nächſten Minute ein heftiges Gewitter losbrechen und der ſtrömende Regen wird unſern Plan vereiteln.“

In der Tat hatte ſich der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt, der Wind fuhr heulend von Oſt nach Weſt und ihnen zu Haupten rollte der Donner.

Johanna ſtand mit gefalteten Händen neben dem Grafen; ihr Blick hing an dem grauen, jagenden Gewölk. Ein Donnerſchlag ertönte und gleich darauf praſſelte der Regen in dichten Strömen nieder.

„Da haben wir's," ſagte Graf Dünois. „Wind und Regen hindern uns, die Schiffe von Orleans nach Schloß Chech zu benützen."

„Ihr irrt," ſagte Johanna. „Der Wind wird umſchlagen und der Regen uns günſtig ſein, indem er die Fahrt unſerer Schiffe verhüllt. Graf Dünois, gebet raſch das Zeichen für die Schiffer, ehe es der Regen unmöglich macht."

Die Führer lächelten ungläubig bei dieſer Rede, aber Dünois tat, wie die Jungfrau verlangte. Er ſchwenkte ein rotes Tuch an der Spitze ſeines Degens hoch in der Luft, das Zeichen zur Abfahrt für die Schiffe von Orleans.

Und ſiehe: mit einemmale ſchlug der Wind um und blies ſo kräftig gen Oſten, daß es ſich die Schiffer nicht beſſer wünſchen konnten. Alle waren erſtaunt und ſchauten voll Verwunderung auf Johanna, die ruhig und vertrauensvoll in das Unwetter hinausblickte.

Mitten in Sturm und Regen brach das Heer auf nach dem Schloſſe Chech. Dünois begab ſich in die Stadt zurück, um einen Ausfall zu machen, ſobald die beladenen Schiffe ihre Fahrt angetreten hätten.

Am anderen Morgen wehte von den Mauern der Stadt die weiße Fahne und kündete die frohe Nachricht, daß der Hauptmann Illiers mit ſeinen vierhundert Mann glücklich in die Stadt gelangt ſei.

Auch die Schiffe von Orleans waren in Chech angekommen und wurden mit Proviant und Munition für die Belagerten beladen.

Als darauf Johanna die Führer zuſammengerufen hatte, um über den Weitermarſch zu beraten, erklärten dieſe, ſie hätten nur die Aufgabe gehabt, den Transport an Nahrung und Munition zu ſchützen und ſicher in die Stadt zu bringen. Eine weitere Anweiſung, das Heer in die Stadt ſelber zu führen, beſäßen ſie nicht.

Johanna war von dem Widerſtand der Führer tief betrübt und ſuchte ſie umzuſtimmen; allein dieſe blieben feſt und ſprachen die Abſicht aus, nach Blois zurückzukehren, um bedeutende Streitkräfte zu ſammeln, weil, wie ſie jetzt aus den Befeſtigungen der Engländer geſehen hätten, nur ein mächtiges Heer imſtande ſein werde, die Engländer zu vertreiben. Dabei blieben ſie und rüſteten ſich zum Abzug. La Hire allein hielt zu der Jungfrau und ſammelte ſich 200 Lanzenknechte zum Schutze Johannas.

Gegen Abend, im Schutze der Dunkelheit, kehrten die Schiffe abermals zurück nach Schloß Chech und nahmen Johanna und ihre Begleiter, ſowie die 200 Lanzenknechte mit La Hire auf. Ohne Unfall gelangten alle den Fluß hinab und in die beglückte Stadt.

9.

Einige Tage ſpäter ritt Johanna in voller Rüſtung auf ihrem weißen Streitroß daher, und ihre Fahne wehte über ihrem Helme. An ihrer Seite ritten La Hire und ihr Schildknappe, und etwa fünfhundert Krieger folgten ihr zu Fuß.

„Was iſt es?" fragte Peter, der dem Zuge entgegeneilte und ſich an La Hire herandrängte.

„Das Erſatzheer kommt!" ſagte dieſer und blickte auf Johanna, die mit erhobenem Haupte zu Pferde ſaß und über die Welt hinweg in weite Fernen hineinzublicken ſchien.

„Aber wer in aller Welt hat es Euch mitgeteilt?" fragte Peter. „Vor einer Stunde wußte Johanna noch kein Sterbenswort davon. Iſt ein Bote des Königs angekommen?"

„Nein," ſagte La Hire leiſe. „Die Himmliſchen haben es der Jungfrau mitgeteilt."

Die Nächſtſtehenden hörten es und alle blickten voll Ehrfurcht auf das Mädchen.

Johanna zog ſo ruhig zur Stadt hinaus, als gäbe es nirgends einen Feind; eine Stunde mochte ſie ſo geritten ſein, da ſprangen die Krieger aus ihren geordneten Reihen und deuteten in die Ferne. „Sie kommen! Sie kommen!" riefen ſie in heller Begeiſterung und dann jubelten ſie der Jungfrau zu, die es vorausgeſagt hatte. —

Und wirklich kamen ſie; auf dem rechten Ufer der Loire zogen ſie daher, hell blitzten die Waffen im Morgenlicht, fröhlich flatterten die Banner. Jubelnd ging der Zug, Johanna an der Spitze, der Stadt zu. Beim Anblick dieſes ſeltſamen Schauſpiels erſchienen die Engländer in unzählbarer Menge auf der Höhe ihrer Feſtungswerke und ſchauten finſter auf den feierlichen Zug herab, der ſich in guter Ordnung ganz nahe ihren Schanzen in die Stadt bewegte.

Sie unternahmen keinen Angriff, ſie waren wie feſtgebannt, wie erſtarrt: ein plötzlicher, furchtbarer Schrecken hatte ſie erfaßt und ihre Kraft gelähmt. Die Bewohner der Stadt ſchrieben dieſes Ereignis einer wunderbaren Kraft zu, die von der Jungfrau ausging.

Nachdem das Erſatzheer in der Stadt untergebracht und der Jubel des Volkes verrauſcht war, herrſchte Ruhe in der Stadt. Johanna zog ſich in ihr Gemach zurück. Vor Müdigkeit ſchlief ſie ein.

So ſehr das Volk an der Jungfrau hing, ſo entſchieden weigerten ſich verſchiedene Heerführer, Johanna als Oberbefehlshaber anzuerkennen. Wohl hielten ſie dieſelbe als ein frommes Mädchen, das für das Vaterland begeiſtert war und berufen ſchien, Ordnung und Sittlichkeit unter den Truppen zu handhaben; aber an Johannas übernatürliches Feldherrntalent glaubten ſie nicht.

Ohne daher Johanna auch nur ein Wort mitzuteilen, beſchloſſen ſie kurz nach dem Eintreffen des Erſatzheeres, die offenbare Verblüffung der Engländer, die ſie ſich nicht zu erklären vermochten, zu einem kühnen Handſtreich zu benutzen. Selbſt Dünois, der ſonſt für Johanna ſo ſehr begeiſtert war, ließ ſich überreden. Mit etwa 1500 Soldaten zogen ſie in aller Stille zur Stadt hinaus, um das Fort von St. Loup zu erſtürmen. Allein die Engländer leiſteten hartnäckigen Widerſtand; der Kampf fiel zu Ungunſten der Franzoſen aus und es gab eine Menge von Verwundeten und Toten.

Während ſo draußen vor der Stadt der Kampf heftig tobte, ſchlief Johanna ruhig in ihrem Gemache. Plötzlich fuhr ſie mit einem Schreckensſchrei von ihrem Lager empor; die Hände an die Schläfe preſſend, als ob ſie heftigen Schmerz empfinde, rief ſie: „Ach, ach, das Blut der Unſeren rötet die Erde! . . . ." Schnell warf ſie ſich in ihre Rüſtung und eilte zum Kampfplatz.

Als ſie an dem Burgunder Tore ankam, fand ſie den Weg von fliehenden Franzoſen geſperrt.

Mitten durch die Fliehenden hindurch trieb ſie ihr Roß bis zu dem Wall, wo ſie mit lautem Jubel empfangen wurde. Die fliehenden Franzoſen erfüllte bei ihrem Anblick neuer Mut, ſie faßten feſten Fuß auf dem Wall und blickten erwartungsvoll auf die Jungfrau. Dieſe gab, des Sieges gewiß, den Befehl zum „Gebet"; die Krieger beugten die Kniee, falteten einen Augenblick die Hände über ihrem Schwert oder dem Speer und die rauhen Stimmen ſprachen andächtig: „Ave Maria, gratia plena . . ."

Dann gab ſie das Zeichen zum Sturm, und nun brachen die Franzoſen unter lautem Geſchrei gegen den Feind los. Es war ein heißer, erbitterter Kampf und Johanna ſtand in den vorderſten Reihen. Mancher Schwerthieb war nach ihr gezielt; aber ſie hatte mächtige Schützer: Graf Dünois, La Hire, Peter und ein Unbekannter, der erſt vor kurzem in der Stadt eingetroffen war, den aber niemand kannte, als Graf Dünois und La Hire. Und dieſe bewahrten ſorgſam ſein Geheimnis. Nie öffnete er ſein Helmviſier, ſeine Rüſtung war aus blankem Stahl, der ſchwärzlich ſchimmerte; da gab man ihm den Beinamen „Der ſchwarze Ritter." Mit mehr Mut und Ausdauer als mit Geſchick wehrte er die Hiebe und Stiche, die ihm drohten, ab und gab ſie reichlich zurück.

„Seht nur," ſagte Graf Dünois zu La Hire, „wie unſer Schwarzer kämpft. Er hat Muskeln von Stahl und Sehnen von Eiſen. Keiner ahnt, daß ein Bauernſchädel unter dem ſchwarzen Helmdach ſteckt. Es iſt eine wahre Luſt, ihm zuzuſehen."

Die beiden wurden von einander getrennt und La Hire vermochte keine andere Antwort zu geben, als daß er mit ſeinem Schwerte den nächſten Feind niederſtreckte.

Nach einem Kampfe von drei Stunden war die engliſche Schanze erobert und ausgebrannt.

Unter dem Jubel des Volkes zog Johanna in die Stadt ein von allen Türmen klangen die Glocken und verkündeten dieſen großen Sieg, den die Jungfrau errungen hatte. In allen Kirchen ſtiegen Dankgebete zum Himmel empor und frohe Zuverſicht kehrte in die Herzen der Sieger ein.

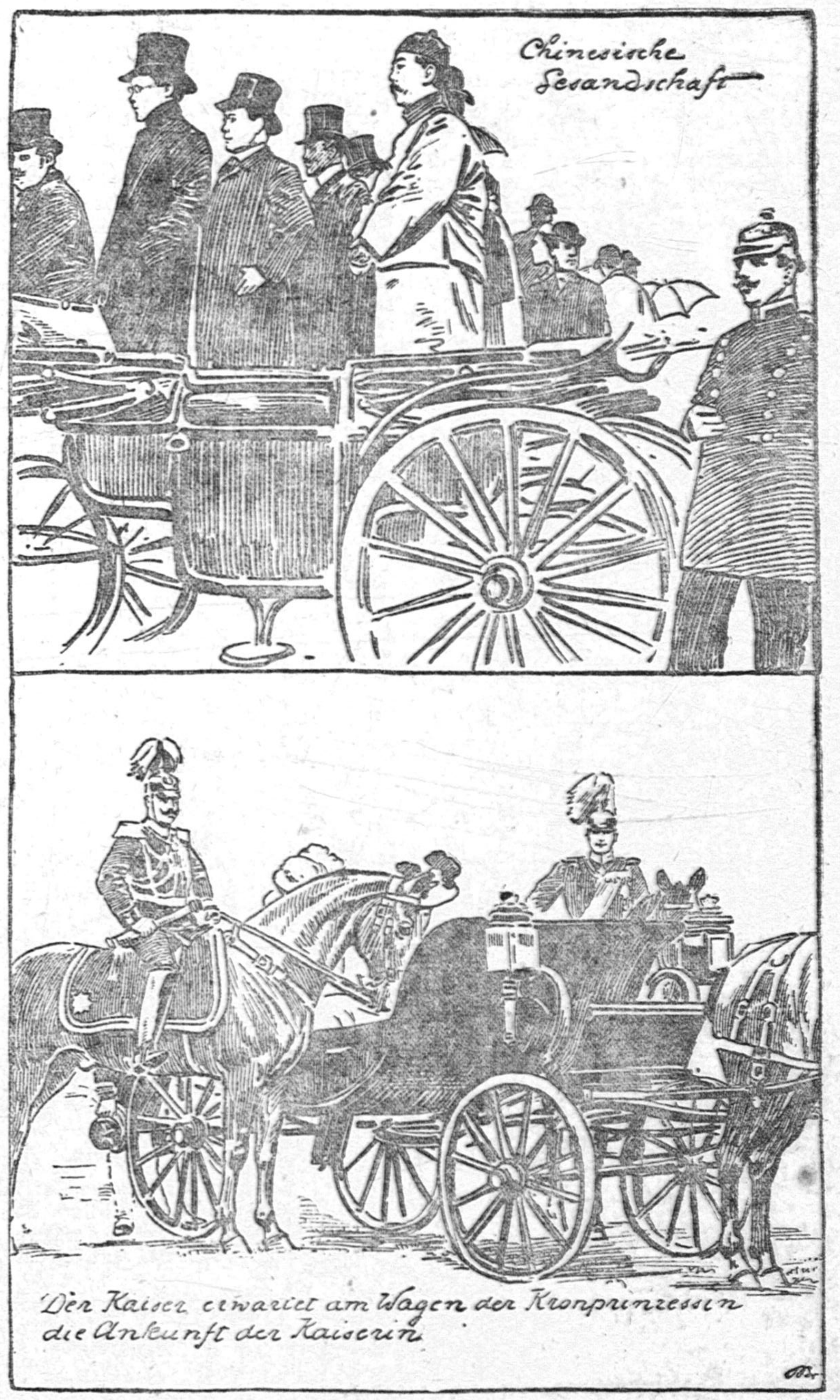
(Fortſetzung folgt.)

Aus aller Welt.

Einer der ſonderbarſten Fiſche

der durch ſeine Lebensführung vermutlich überhaupt eine ganz einzigartige Stellung unter allen Genoſſen aus derſelben Tierklaſſe einnimmt, iſt der Schmarotzerfiſch. Dieſer Fiſch hat ſich das Innere einer Seegurke als Wohnung ausgeſucht. Die Seegurken gehören zu den niedern Tieren aus der Klaſſe der Stachelhäuter, erreichen aber eine beträchtliche Größe und werden übrigens in gewiſſen Gegenden, namentlich an den Küſten von China und Japan und in Indoneſien gegeſſen, auch unter dem Namen Trepang in verſchiedenen Zubereitungen in den Handel gebracht. Sie ſtellen einen länglichen Sack dar, der nur kleine, übrigens willkürlich verſchließbare Oeffnungen beſitzt, ſo daß es gar nicht begreiflich erſcheint, wie der Fiſch ins Innere des Tieres hineingelangen kann. Dieſe Frage, mit der ſich ſchon mancher Naturforſcher beſchäftigt hat, iſt jetzt von Linton im Amerikan Naturaliſt beantwortet worden. Der merkwürdige Vorgang ſpielt ſich danach folgendermaßen ab. Der kleine durchſichtige Fiſch taſtet

ſich, wenn er mit dem Körper der Seegurke in Berührung gekommen iſt, mit ſeinem Kopf langſam weiter bis zur Atemöffnung, krümmt ſich dann und ſteckt die Spitze ſeines peitſchenähnlichen Schwanzes in die Oeffnung hinein; dann ſtreckt er ſeinen Körper aus und ſchleicht ſich nun gemächlich, mit dem Schwanzende voran, in das Innere des zukünftigen Wirts hinein. Der Fiſch wird bei dieſer Verrichtung ſcheinbar durch die feinen Dornen ſeiner Rücken- und Bauchfloſſen unterſtützt. Man hat beobachtet, daß er zu dieſem Geſchäft nur etwa eine halbe Minute braucht. Später verläßt er das Innere der Seegurke vermutlich überhaupt nicht mehr, ſondern führt dort ein Schmarotzerleben unter Ausſchluß der Oeffentlichkeit.


Chinesische Gesandschaft
Der Kaiser erwartet am Wagen der Kronprinzessin die Ankunft der Kaiserin

Von der Berliner Frühjahrsparade.

Wenn der Kaiſer im Frühjahr und im Herbſt Heerſchau über ſeine Garden in Berlin auf dem Tempelhofer Felde hält, dann iſt es immer nicht nur ein Feſttag für die Millionenſtadt ſelbſt, ſondern auch für alle Fremden, die in ihren Mauern weilen. Eine Hauptanziehungskraft bildet für das Publikum immer das Abholen und Anbringen der ruhmreichen Fahnen und Standarten des Gardekorps. Bisher hat der Kaiſer ſtets an der Spitze der Fahnenkompagnie die Fahnen nach dem Schloſſe zurückgebracht — bei der diesmaligen Parade zog er es vor, zum erſten Male, im Automobil nach der Stadt zurückzukehren.